

Der Tod und das Mädchen : ein Sterbebericht aus Merenschwand 1852

Autor(en): **Baumer-Müller, Verena**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Unsere Heimat : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt**

Band (Jahr): **68 (2000)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1046011>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Verena Baumer-Müller

DER TOD UND DAS MÄDCHEN

Ein Sterbebericht aus Merenschwand 1852

Einleitung

Das Sterben in der Familie ist heute zum Thema geworden. Man macht sich wieder Gedanken über ein menschenwürdiges Sterben in einer Gesellschaft, die den Tod tabuisiert, ihn aus dem Alltag verdrängt hat in die Nebenräume der Spitäler. Langsam finden wir wieder ein neues Verhältnis zum sterbenden Menschen. Ärzte und Pflegepersonal bemühen sich, nicht mehr nur «Heiltechnik» zu vermitteln, sie ermuntern die Angehörigen, die Sterbenden zu begleiten, und wo Angehörige fehlen, werden freiwilligen Helfern von den Kirchen Kurse angeboten, um diese Aufgabe zu übernehmen. Wenn uns heute die Sterbebegleitung wieder ein Anliegen geworden ist, wenn vermehrt der Wunsch besteht, im familiären Umfeld sterben zu dürfen, werden wir mit Mitgefühl die tagebuchartigen Aufzeichnungen über die Krankheit und das Sterben der jungen Marie Fischer lesen, und wir werden auch dankbar sein für die Errungenschaften der Medizin, die nicht nur die Tuberkulose besiegt hat, sondern auch die Schmerzbekämpfung bei einer tödlichen Krankheit wirksam einsetzen kann.

Der nachfolgende Sterbebericht zeigt uns in eindrucklicher Weise, wie unsere Vorfahren im Freiamt, die religiös beheimatet waren, Krankheit, Sterben und Tod bewältigen konnten.

Die Verfasserin unseres Berichtes, der die Zeit vom 11. bis 21. Juli 1852 umfasst, ist Caroline Fischer, die Schwester der sterbenden Marie.¹ Caroline war damals als Arbeitsschul-Inspektorin für den

¹ Caroline Fischer (1825–1909); über ihre Schultätigkeit s. meinen Beitrag in: «Unsere Heimat» 62/1994, S. 98.

Bezirk Muri tätig. Marie ist das jüngste der zehn Kinder des bekannten Merenschwander «Schwanen»-Wirts Heinrich Fischer und der Anna Maria Michel aus Hilfikon.² Der Bericht beschreibt die letzten zehn Krankheitstage Maries. Der Text ist auf 13 sorgfältig beschriebenen Seiten im Format 16,5 zu 21,7 cm geschrieben, anscheinend aus einem Guss und praktisch ohne Korrekturen. Er könnte die Abschrift eines Entwurfs sein, der seinerseits auf täglichen Notizen beruht haben mochte, da die Beschreibung sehr detailgerecht ist. Für Caroline war es ein Bedürfnis, schriftlich festzuhalten, was sich in den letzten Lebenstagen der geliebten Schwester ereignete. Mit diesem Niederschreiben hat sie «Trauerarbeit» geleistet. Das hat ihr sicher geholfen, mit dem Miterleben eines so qualvollen Sterbens fertig zu werden. Caroline legt in ihrem Bericht Rechenschaft ab über das Auf und Ab im Befinden der Kranken, über die Bemühungen der Familie, die Schmerzen der Sterbenden zu lindern. Marie wird mit der uneingeschränkten Hingabe ihrer Mutter und der drei Schwestern Babette, Caroline und Josephine gepflegt, sie erlebt die Anteilnahme von Verwandten und der Freundin, sie erfährt durch den priesterlichen Beistand Tröstung und Stärkung aus dem Glauben. Der Kaplan von Merenschwand³ verbringt während all der Tage viele Stunden am Krankenlager, was damals wohl als selbstverständlich angesehen wurde.

Der Sterbebericht erinnert uns daran, wie machtlos damals die ärztliche Hilfe war angesichts der Schwindsucht oder Auszehrung (wie die Tuberkulose zu jener Zeit benannt wurde) und dem daraus erfolgenden qualvollen Sterben junger Menschen. Der Hausarzt, ein

²Zur Familie Heinrich Fischers s. meine Arbeit über «General» Heinrich Fischer in: «Unsere Heimat» 61 / 1991, SS. 60–79 und die genealogische Tafel S. 132.

³Kaplan der Pfründe *Beatae Mariae Virginis* (der seligen Jungfrau) war seit 1850 Klemens Ehrler, †1858. In Merenschwand waren bis 1856 für 1700 Seelen 1 Pfarrer und 2 Kaplanen zuständig: Gregor MENG, «Das Landkapitel Melligen», Muri 1869, S. 76 ff.

naher Verwandter der Familie,⁴ vermag die Schmerzen nicht zu dämpfen, seine «Medizin» vermehrt noch den krampfhaften Husten. Er wirkt deshalb verunsichert, überspielt seine Hilflosigkeit mit einem kränkenden Benehmen, für das er sich später entschuldigt.

Der vorliegende Bericht lässt uns die «früheren Zeiten» gewiss nicht zurückwünschen, niemand möchte die Heilmethoden erdulden, mit denen Marie traktiert wurde. So ist das «Miterleben» von Maries Sterben für uns einerseits Anlass, dankbar zu sein für das Erreichte in der medizinischen Pflege, andererseits darüber nachzudenken, wie wir selbst trotz der veränderten Umwelt unseren sterbenden Angehörigen Trost und Hilfe aus einem gelebten Glauben schenken und sie mit unserem treuen «Dabeisein» bis zum letzten Atemzug begleiten können.

Was wir über die Krankheit Maries aus anderen Quellen wissen

Die Mutter von Marie war bei der Geburt ihres zehnten Kindes 34 Jahre alt. Sie hatte in den Jahren 1817 bis 1824 vier ihrer Kinder im Kleinkindalter verloren. Der kleinen Marie war kein harmonisches Familienleben beschieden, schon mit fünf Jahren erlebte sie den Wegzug des Vaters und des einzigen Bruders, der ihr als Spielkamerad im Alter am nächsten stand.⁵ Der Grund für den Wegzug von Vater und Bruder war die politische Situation im Freiamt. Nach dem anfänglichen Jubel über den geglückten Freiämtersturm im Dezember 1830 hatte sich die Situation so geändert, dass Heinrich Fischer sich veranlasst sah, Merenschwand zu verlassen. Die Atmosphäre in dem vaterlosen Haushalt dürfte wohl als «gedrückt» bezeichnet werden,

⁴Peter Paul Brögli (1813–1892), Dr. med., war der um 23 Jahre jüngere Stiefbruder Heinrich Fischers, also der Onkel von Marie. Nach Studien in Zürich, Würzburg und Paris praktizierte er in Merenschwand seit 1838; er galt als «Wohltäter der Armen».

⁵Jean war zwei Jahre älter; er erlebte als Student der Medizin in Würzburg den Tod Maries und sollte ihr in weniger als einem Jahr in Wien am 15. Mai 1853 im Tod nachfolgen (vgl. seinen Brief aus Würzburg am Ende dieses Beitrags).



Der Merenschwander Arzt Dr. Peter Paul Brögli, Stiefbruder des «Schwanen»-Wirts «General» Heinrich Fischer (Privatbesitz; Foto: Jos. Koch-Räber †, Muri)

vor allem, als auch die älteste Schwester Nanette,⁶ an der die Kleine sehr hing, im Jahr 1844 ins Kloster St. Katharinental eintrat. Die schönste Zeit in Maries jungem Leben waren die 1½ Jahre, die sie im Pensionat der Ursulinerinnen in Villingen verbringen durfte, vom Herbst 1848 bis Ende Februar 1850.⁷ Als Marie nach dem 1. Pensionatsjahr von der Mama eine Verlängerung des Aufenthaltes wünschte, bat sie ihre Schwester Nanette in St. Katharinental, bei der Mutter ein gutes Wort für sie einzulegen. Nanette schrieb der Mutter, Marie solle doch besser den Winter in Villingen verbringen, «*unter bildenden Umständen, als in Merenschwand, in der düsteren Stube, oft bei noch düsterern Gesichtern, hinter dem Ofen am Spinnrocken*».⁸ Im Juli 1851 muss Maries Gesundheit Anlass zur Sorge gegeben haben, denn sie weilt mit Caroline zu einem Kuraufenthalt in Menzberg. Wahrscheinlich machten sich die Anzeichen der beginnenden «*Schwind-sucht*» in diesem Sommer bemerkbar. Caroline, die ihre Schwester begleitete, erzählt, Marie trinke «*am Morgen Geiss Schotten und am Abend Geiss Milch*», und sie nehme auch «*Schottenbäder*».⁹

Wahrscheinlich hat der Onkel, Dr. Brögli, von dem im Brief die Rede ist, zu dieser Kur geraten.¹⁰ Über das Befinden Maries im darauffolgenden Herbst unterrichtet uns ein Brief Josephines an Jean. Dieser Brief wurde erst kurz vor dem Tod Maries geschrieben und gibt einen Rückblick auf das vergangene Jahr.¹¹ Josephine spricht bezüglich Maries Zustand von «*ihrem Übel*», sodass man annehmen kann,

⁶ Nanette trug im Kloster den Namen Johanna Henrica. Die weiteren Geschwister sind: Babette, Caroline, Josephine, Jean.

⁷ Es sind zwei Briefe Maries aus Villingen erhalten, auch ein Brief an Marie in Villingen.

⁸ Brief vom 31. 8. 1849. Unter «bildenden Umständen» versteht sie wohl die Möglichkeit, sich in Villingen bilden lassen zu können.

⁹ Aus einem Brief von Marie vom 13. 7. 1851: «*Die Person bezahlt hier täglich für den Tisch und das Zimmer 2 Bz. [Batzen]. Milch und Schotten wird extra bezahlt. Man nimmt auch Schottenbäder; eins kostet 25 Bz. Dann kann man sie zweimal brauchen. Sie sollen sehr stärkend sein, vielleicht weiss der Onkel nichts davon?*» – Menzberg befindet sich auf 1023 m ü. d. M. am Nordabhang des Napf (LU).

¹⁰ Brief vom 4. 7. 1851.

¹¹ Brief vom 16. 7. 1852.

Marie sei schon länger leidend gewesen. Sie schreibt: *«Seit letztem Herbst leidet sie [Marie] neuerdings an ihrem Übel, und dieses verschlimmert sich immer mehr, sodass wir zu unserem Schmerze ihrer baldigen Auflösung entgegensehen müssen, und du sie in ihrem irdischen Leben das letzte Mal gesehen hast, als du im Herbst Abschied nahmst. Sie musste bis dahin viel, sehr viel leiden; den ganzen Winter hatte sie einen so durchdringenden Husten, dass Mamma vom blossen zuhören nahe daran war, krank zu werden; dann die unendlich vielen Medizinen, die sie hinunter geschluckt, die Einreibungen von Speck und Salbe am ganzen Körper, und jetzt noch das Bewusstsein, dass alles dieses nichts geholfen hat, und sie nun in einem so schwachen, elenden Zustande daliegen muss.»*

Wie die Ärzte Maries Krankheit zu begegnen suchten

Aus den Briefen von 1851 vernahmen wir, dass sich der Merenschwander Arzt eine Besserung des Allgemeinbefindens durch die schon im 18. Jahrhundert beliebte «Schottenkur» im Voralpengebiet erhoffte. Als die Krankheit sich verschlimmerte, suchte die Familie anderweitig Hilfe bei den damaligen ärztlichen Kapazitäten: *«Marie war zu Ostern schon gefährlich krank. Da ersuchten wir Hr. Professor Hasse in Zürich, zu einer consultation zu kommen; er versprach, kam aber nicht. Hr. Dr. Imhof von A. [wohl Aarau] hingegen war gefälliger gegen uns; er machte den weiten Weg so schnell er konnte, um uns zu rathen und zu trösten, so viel ihm möglich war. Nun ging es eine Zeitlang besser mit ihr, jetzt aber leider wieder schlimmer.»*¹²

¹² Brief Josephines an Jean vom 16. 7. 1852. – Carl Ewald Hasse (1810–1902), von Dresden, seit 1844 Leiter der medizinischen Klinik der Universität Zürich, Rektor 1846–48, ab Herbst 1852 in Göttingen, dort Professor bis 1879. – Ferdinand Imhof von Aarau, stud. med. in Zürich 1834/35, Arzt in Aarau, † 1880.

Jean, der in Würzburg Medizin studiert, schreibt seine Ratschläge, die uns den neuesten Stand der damaligen Medizin zur Tuberkulose-Behandlung vermitteln.¹³ Er versichert Josephine, er habe seine Schwester nicht vergessen, ja sich *«oft und viel mit deren Krankheit abgegeben, sie studiert und verschiedene Beobachtungen ähnlicher Art gemacht [...] Ich habe Dir sogar angeführt, dass wir gegenwärtig einen gleichen Fall von Patient im Spital zu behandeln haben, der aber bei ganz einfacher Behandlung günstig zu verlaufen scheint. Ich weiss zwar nicht, wie weit die Zerstörung in Maries Lungen um sich gegriffen hat, aber ich wünsche, dass Marie nicht zu sehr mit Arzneien und Mitteln ihrem Ende entgegengeführt und geplagt werde. Ist der Prozess zu weit fortgeschritten, so ist sie verloren, und man hat ihre Schmerzen zu lindern; ist die Zerstörung nicht zu weit vorgerückt, so hat man ihre Sistierung, ihren Stillstand zu erwecken. Ich wünsche daher, dass der behandelnde Arzt für beide Möglichkeiten Inhalationen von Chloroform durch den Mund versuche, (30 Tropfen dreimal täglich, par exemple) überhaupt so lang und so viel, bis leichte Erscheinungen eintreten, worauf möglicherweise der Process, Reiz und Husten etc. sistiren wird. Nebenbei sind nur einfache Ölemulsionen zu geben, damit die Wirkungen des Mittels umso deutlicher sichtbar und rein erscheinen. Es ist ein neueres Verfahren, das in Freiburg und hier bis jetzt so ziemlich günstig gewirkt hat. So hoffe ich die Marie, wenn der Status nicht allzu ungünstig, durchzubringen und wenigstens auf einige Zeit noch zu konservieren.»*

Im Sterbebericht vernehmen wir dann, wie der Hausarzt kaum Linderung geben konnte, in seiner Hilflosigkeit die Verwandten brüskierte. Auch dieser Vorfall, der die mangelnde Kommunikation zwischen Arzt und Patient bzw. Arzt und Angehörigen aufzeigt, ist für heutige Leser doch recht aufschlussreich!

¹³ Brief Jeans vom 23. 7. 1852, geschrieben als Marie bereits tot war.



Die Verfasserin des Berichts, Caroline Fischer, in späteren Jahren (im Besitz der Autorin)

Wir erleben nun die schicksalsschweren Tage vom 11. bis 21. Juli 1852 aus der Sicht von Caroline Fischer.¹⁴

Bericht über das Sterben von Marie

Sonntag, den 11^{ten} Heumonats sass meine liebe Schwester Marie das letzte Mal in der freien Luft vor der Hausthüre. Bald fühlte sie sich unwohler, und zwar so, dass sie sich nur mit Mühe auf meinen Arm gestützt auf ihr Zimmer schleppen konnte. Sie fühlte nach ihrer Aussage ein solches Unwohlsein und Wehe im ganzen Körper, wie noch nie in ihrem Leben, wobei sie sich zitternd und weinend an die gute Mamma klammerte. Sie wurde nach kurzem Ausruhen mit möglichster Sorgfalt zu Bette gebracht, worauf sie wiederum über ihr Elend weinte und wehmütig nach dem Doctor¹⁵ fragte, den wir gleich holen liessen. Er kam sie zu besuchen und bereitete ihr eine Medizin von Moschus, die sie theelöfel weise nehmen musste, und welche sehr wohlthätig wirkte.

Am Mittwoch besuchte sie der Doctor wieder und veränderte die Medizin mit dem Beifügen, dass er Morgen frühe verreise, und deshalb dieses aus Vorsicht thue; er gab zugleich ein Fläschchen Schwefelether gegen eine allfällige Ohnmacht, den sie aber nicht ertragen konnte. Mitten in der Nacht bekam die gute Kranke einen solchen furchtbaren Krampfhusten, dass sie befürchtete, ersticken zu müssen, und dies nach jedem Einnehmen der Medezin heftiger. Wir hatten grosse Angst, und gaben ihr keine Medezin mehr, überzeugt, dass diese den furchtbaren Krampfhusten verursachte. Der Doctor kam abends spät heim, und Morgens frühe liessen wir ihn rufen und klag-

¹⁴ Die originale Orthographie samt Satzzeichen wird beibehalten, Abkürzungen werden aufgelöst.

¹⁵ Der oben erwähnte Onkel Dr. Peter Paul Brögli.

ten ihm die üble Wirkung der Medezin, worauf er aufbrausend verneinte, und behauptete, dass diess nicht wahr sei, und uns, besonders aber die Kranke mit Vorwürfen über Ungeduld und schnippische Reden überhäufte.

Wir weinten über seine Roheit und bedauerten Marie, die anstatt den gehofften Trost, so tief kränkende Worte hinnehmen musste. Schon bevor er kam sagte sie: Es sagt mir Niemand, dass ich sterben muss, und doch fühle ich und sehe aus allen Umständen, dass ich bald sterben werde – Alles deutet darauf hin. – Nun wollte sie von ihm wissen, ob sie ihre Krankheit unheilbar sei und wie sie heisse; ob sie an der Auszehrung leide? Allein er fertigte sie schnöde und kurz ab damit, dass es nicht nöthig sei, dass sie dieses wisse, und dass der Name der Krankheit für sie ohne Bedeutung sei, – ob man sie so oder anders nenne, sei gleichviel. Obgleich er behauptete die Medezin sei ganz recht, nahm er sie doch mit nach Hause und veränderte sie. Den gleichen Tag kam die liebe Tante Barbara¹⁶ auf Besuch und wir besprachen uns über die bedenklichen Umstände Mariens. Sie fand sie sehr schwach und verändert, und wir hielten für gut sie zum Empfang der hl. Sterbesakramente vorzubereiten, hatten aber den Muth nicht selbst sie mit diesem Gedanken vertraut zu machen. Wir ersuchten den Herrn Kaplan Erler ihr einen Krankenbesuch zu machen, (bis dahin hatte sie durchaus keine Besuche annehmen wollen), von ihrer Schwäche zu sprechen, und in ihr den Wunsch rege zu machen die hl. Sakramente zu empfangen. Sie war ganz bereit dazu, nur wünschte sie, dass es ohne Aufsehen geschehen möchte und setzte schon den folgenden Tag dazu fest. Wir waren sehr froh über ihren Entschluss und brachten ihr den Gedanken bei, dass sie durch diese Vorbereitung

¹⁶ Barbara Brunner (1803–1870), in Hilfikon, Stiefschwester von Mariens Mutter.

das hl. Waldburgenöhl¹⁷, das wir ihr geben wollen mit desto besserem Erfolge geniessen werde. Am Freitage hatte sie mehrere Besuche, auch von ihrem Pathen¹⁸, und war in Folge dessen etwas zerstreut; da sie sich aber ordentlich wohl befand, rieth ihr die Mamma, die Andacht auf Morgen zu verschieben, was auch geschah. Den folgenden Tag, als am Samstage den 17. war sie so schwach, dass sie nur leise reden konnte, und wir bereuten, dass sie nicht am Abend zuvor ihre Andacht gemacht hatte. Mit schwerem Herzen beobachteten wir die zunehmende Schwäche unserer theuren Marie und vergossen häufige Thränen seit mehrerern Tagen. Wir schrieben auch sogleich an Papa und Jean, und gaben ihnen Nachricht über die bedenkliche Lage Mariens, und ihrem dem Anschein nach sehr nahen Ende; die liebe Schwester Johanna hatten wir schon über die traurigen Umstände in Kenntniss gesetzt.

Samstag Nachmittags liessen wir dem Onkel durch sein Kind sagen, dass die Kranke kaum mehr leise sprechen könne, er möchte doch die Güte haben zu ihr zu kommen. Er kam alsbald, und als ihm Mamma sagte, wie sichs verhalte, dass er uns nicht einmal auf die Gefahr aufmerksam gemacht habe, und dass nun Marie denselben Nachmittag beichten wolle, schickte er seine Frau, welche ihm zu einem Besuche gefolgt war, nach Hause. Er selbst machte einen kurzen Krankenbesuch, wonach sich Mamma nicht enthalten konnte, ihm über sein Betragen gegen Marie, seine Härte und Gefühllosigkeit, einige Vorwürfe zu machen. Er wurde sehr aufgebracht und entschuldigte sich mit Allerlei. Mamma sagte unter einem Strom von Thränen

¹⁷ Zum sog. Walburgisöl: Am Grab der hl. Walburga in Eichstätt (Bayern) sammelt sich bis heute unter dem Steinsarg alljährlich vom Oktober bis Februar reines Wasser an, das in einer Schale aufgefangen und wegen seiner Heilwirkung «Öl» genannt wird. Vgl. «*Heilige Walburga, Leben und Wirken*», hrsg. von der Abtei St. Walburg, Eichstätt, 2. Aufl. 1985, S. 42.

¹⁸ Jakob Meyer, Gemeindeammann von Hilfikon († 1855), der unten «Vetter Jacob» genannt wird; der Gatte einer anderen Stiefschwester von Mariens Mutter.

alles was sie drückte, und nach einem heftigen Gespräche ging er ohne Adieu in aller Hitze nach Hause. Er sah jedoch sein Unrecht ein und gieng in sich; ehe es Abend war, kehrte er zurück, bath Mamma flehentlich um Verzeihung, nahm ihre Hand mehrmals, ermunterte sie, gleich ihm allen Groll zu verzeihen und die freundschaftlichen Beziehungen fortzusetzen; kurz er söhnte sich mit uns aus, dessgleichen mit Marie. Er bath sie gleichfalls um Verzeihung und flehte dass sie ihm seine menschlichen Schwachheiten vergeben möge, und sie ermahnte ihn schüchtern, wie er sich künftig gegen seine Patienten betragen solle.

Abends 4 Uhr hat der Hr. Kaplan ihr die Beichte abgenommen, und um halb 9 Uhr hat der Allerhöchste sich gewürdigt, in unserem Hause Einkehr zu nehmen. Während einem fürchterlichen Gewitter hat das gute Kind mit der grössten Ruhe und einer innigen rührenden Andacht die hl. Sterbsakramente – seinen Gott und Heiland empfangen. Sie sass aufrecht im Bette mit erhobenen Händen, ohne irgend eine Lehne oder Stütze für den Rücken während der ganzen Zeit, was sie sonst nicht mehr vermochte. Sie genoss denselben Abend das hl. Waldburgenöhl mit dem Glauben und Vertrauen, dass sie dadurch gesund werde, wenn es nicht gegen den göttlichen Willen sei.

Die folgende Nacht war für sie ziemlich ruhig; Sonntag morgens aber, als wir aus dem Gottesdienste zurückkehrten, sagte sie zu uns: Es ist nicht der Wille Gottes, dass ich länger lebe; ich fühle dass ich bald sterben werde, bald kann ich nicht mehr mit euch reden, so will ich euch dennoch sagen was ich zu sagen habe. In meinem Schranke werdet ihr ein Sümmchen Geld finden, dieses gebt den Armen, damit ich auch noch etwas Gutes auf Erden stifte, das Uebrige, was mir gehörte, theilet ihr Geschwister unter Euch. Ich brauche jetzt nichts mehr, habe längstens Allem entsagt. O! ich sterbe so gerne, wenn ich nur bald aufgelöst würde, ich verlange so sehnlich zum lieben Gott in den Himmel zu kommen. Als sie sah, dass wir unter Thränen und Schluchzen sie anhörten, sagte sie wehmütig und mit heller Stimme:

Weinet nicht so sehr um mich, Ihr verlieret ja an mir nichts, und ich verliere ja auch nur ein elendes Leben. Ich wäre das ganze Leben hindurch ein elendes Geschöpf – ein schwaches Rohr geblieben, und Sie, liebe Mamma, hätten an mir nie eine Stütze gehabt; Sie haben noch andere Töchtern, auf die Sie sich verlassen und stützen können, und ihr verliert ja alle an mir keinen Vater und keine Mutter. So tröstet Euch denn; O! ich will Euch nicht vergessen wenn ich beim lieben Gott im Himmel bin – der Himmel – o er ist ja unbegreiflich! (die Hände faltend) Bald werde ich Alles sehen; ich will Euch Fürbitterin und der ganzen Familie Beschützerin sein, besonders dem Papa und Bruder die es so nöthig haben. Ich bitte Euch alle um Verzeihung und danke für alle Wohlthaten und für Euere Liebe.

Nach dem Mittagessen sagte ich ihr, dass wir einige Kinder zur Muttergotteskappelle¹⁹ schicken wollen, damit sie für sie bethen auf dass sie gesund werde. Sie erwiderte: ja schicke sie, aber sage ihnen, dass sie nicht um meine Genesung, sondern um ein leichtes, seliges Ende bethen, – gehe geschwind, sage ihnen dieses. Gegen den Abend, als ich allein bei ihr war, fragte sie: habt Ihr auch der Schwester Johanna geschrieben, weiss sie, wies mit mir steht? Ich bejahte ihr dieses und sagte, dass wir ihr, sowie dem Papa und Johann geschrieben, und sie über ihre Lage und Umstände genau unterrichtet haben. Dann sagte sie: O! der gute Papa! Ich hoffte immer, ihn noch einmal zu sehen, und nun geschieht es nicht mehr. Sage ihm, wenn Du ihn triffst, dass ich auf dem Sterbbett an ihn gedacht habe, dass ich ihm für alle Wohlthaten danke und ihn um Verzeihung bitte für mein ganzes Leben.

Nun besuchte sie noch ihre Jugendfreundin Josepha. Diese nahm sie freundlich bei der Hand und sagte wehmütig: Jetzt sind unsere Spaziergänge zu Ende; ich komme nun nicht mehr, Deine schönen Blumen zu sehen, ich suche jetzt himmlische Rosen welche keine

¹⁹ Kapelle Maria Hilf in Unterrüti mit spätgotischem Gnadenbild.



Das Haus des Arztes Dr. P. P. Brögli, Zeichnung aus dem 19. Jahrhundert
(aus altem Familienalbum im Besitz der Autorin)

Dornen haben. Unsere unschuldigen Jugendgenüsse haben bald ein Ende genommen, sie sind nun vorbei, wenigstens für mich. Nimm noch dieses kleine Andenken (ein Körbchen) zur Erinnerung an Deine sterbende Freundin. Leb wohl! auf Wiedersehn. Mit wehmütigem Blicke sprach sie ihre Abschiedsworte an die Freundin sowie kurz vorher an uns; aber keine Thräne befeuchtete ihr Auge.

Um 7 Uhr besuchte sie der Doctor. Nachdem er sie über ihr Befinden befragt und noch einige Worte gewechselt wurden, verlangte sie von Babette ein Kruzifix das neben dem Bette hieng; sie küsste es, drückte es an ihr Herz und fühlte sich wie man deutlich sah, mit jedem Augenblick unwohler. Mit bangem Herzen sahen wir ihre Bewegungen und jeden Athemzug. Sie verlangte zu sterben, und gleich diesem Augenblick, und hoffte fest dass ihr Wunsch in Erfüllung gehe. Man richtete sie einwenig auf, ich sah, dass sie einer Ohnmacht nahe war und schickte schnell nach dem Herrn Kaplan. Er war gleich da und bethete ihr die Sterbegebethe vor. Besorgt sah sich die gute Kranke im Zimmer um und fragte mit lauter Stimme, sind Alle da? Ich gieng schnell Josephine, welche in der Stube bei den Gästen war zu holen, nun war sie beruhigt, hätte jedoch, wie ich glaube, gerne einige Worte an uns gerichtet, aber sie war in diesem Augenblicke so leidend, dass sie es nicht vermochte. Ihre Brust war furchtbar gedrückt, ein unbeschreibliches Wehe ergriff ihren ganzen Körper, ohne dass sie dabei das Bewusstsein verlor; der Doctor sagte dass sie furchtbar leide, weit mehr, als es beim Sterben der Fall sein werde, da sie jetzt noch ziemlich bei Kräften sei. Sie fasste in ihrer Beengung auf der einen Seite die Hand Babettens, auf der anderen die des Oncle, dann suchten ihre Augen wieder die gute Mamma, und sie streckte ihre Hand verlangend nach der Ihrigen welche sie heftig ergriff. Der Hr. Kaplan fuhr fort zu beten und man zündete die Sterbkerze an. Wir standen gerührt und weinend um ihr Bett, und Alles glaubte dass ihr Ende nahe sei. Sie bath fortwährend zu Gott um ihre Auflösung und seufzte tief dass sie so lange nicht sterben könne. Sie streckte ihre

Arme öfters aus gen Himmel und flehte: O Gott! nimm mich auf zu Dir in den Himmel, löse auf die Bande die mich an diesen Körper gefesselt halten, ach! wenn ich doch diesen sterblichen Körper verlassen könnte! Ihr Verlangen aufgelöst zu werden war so heftig, dass ich befürchtete, sie vergesse, sich in den göttlichen Willen zu fügen, und ihre Auflösung könnte durch die Heftigkeit des Verlangens beschleuniget werden; ich sagte desswegen zur Mamma die ihr näher stund, ihr zu sagen, dass sie sich mit dem göttlichen Willen vereinigen soll und nicht eher zu sterben verlangen dürfe als bis es sein Wille sei. Sie zögerte es ihr zu sagen, bald konnte ich es aber selbst thun, worauf sie mir willig bejahend antwortete und ganz ruhig wurde; ihre völlige Erschöpfung ging bald in einen wohlthuenden Schlummer über. Der Herr Kaplan und Doctor verliessen uns um 9 Uhr mit dem Versprechen nach dem Nachtessen wieder zu kommen.

Sie kamen bald und blieben da bis der Tag anbrach, denn sie befürchteten mit uns dass die nächste Ohnmacht ihre Auflösung bewirken könnte. Wir waren alle horchend und auf jede Bewegung achtend um sie versammelt und der Herr Kaplan las von Zeit zu Zeit wenn sie erwachte einige kurze Gebethe vor; sie verfiel aber jedesmal gleich wieder in einen tiefen Schlummer, welcher auch den folgenden Tag und bis zu ihrem Ende mit kurzen Unterbrechungen fort-dauerte. Den folgenden Tag, als am Montag besuchte sie Herr Pfarrer von Villmergen²⁰ und ihr Vetter Jacob, welche Besuche sie herzlich freuten, obgleich sie sonst keine mehr annehmen wollte. Ich fragte sie was der Herr Pfarrer gesprochen habe. Sie sagte er habe ihr Trost zugesprochen und fast immer geweint und gebethet; sie habe ihn nicht ansehen können, aber auch nicht geweint. Er versprach, ihr durch Herrn Kaplan den verkündeten Jubelablass zukommen zu lassen und nahm weinend Abschied von ihr, dessgleichen ihr Vetter. Sie sagte ihnen Lebewohl, auf Wiedersehn.

²⁰ Pfarrer von Villmergen war seit 1848 Franz Xaver Wohler († 1867).

Die folgende Nacht hatte sie ziemlich Ruhe; nach Mitternacht fieng sie an etwas wirr oder vielmehr im Traume zu reden. Sie sagte selbst, sie vermöge nicht den Gegenständen den rechten Namen zu geben, deshalb glaubten wir, dass ihre Schwäche bedeutend zugenommen habe und liessen den Onkel kommen; sie fragte auch in der Nacht mehrmals nach ihm und Herrn Kaplan und meinte öfter dass sie kommen oder da seien, um mit ihr zu beten. Der Onkel blieb bis am Morgen; dann kam der Herr Kaplan um mit ihr das Morgenbetet zu verrichten, er las in einem Buche, und es war ein sehr schönes Gebet. Darauf redete sie wieder wie im Traume von glänzenden Sachen die sie sehe, bedeutete uns aber, dass wir sie nicht verstehen.

Am Mittag, es war Dienstag, liess ihre Freundin fragen ob sie zu ihr kommen dürfe. Sie sagte ja, sie darf bei meinem Ende sein, ich bin jedoch zu schwach, um reden zu können und bedarf der Ruhe. Die Freundin weinte und es that ihr wohl sie pflegen zu dürfen. Gerade als wir uns anschickten zum Mittagessen zu gehen richtete man die liebe Marie auf ihr Verlangen noch ein wenig auf, damit sie sitzend im Bette liege, und sprach von einer Erfrischung die sie wie gewöhnlich seit dem Sonntag mit den Worten abwies: sie bedürfe nichts mehr, indem sie ja sterben werde. Ich sah dass sie Farbe wechselte und einer Ohnmacht nahe war und rief schnell Mamma und Geschwister herbei; ich liess auch den Herrn Kaplan rufen, wohlwissend dass sie ihn bei ihrem Hinscheiden gegenwärtig wünschte. Er kam sogleich, wie auch der Onkel, zündete die Sterbkerze und betete tief gerührt und mit bewegter Stimme die Sterbgebete vor. Wir zerflossen in Thränen und weinten an ihrem Lager wieder. Als sie uns weinen sah sagte sie: ach ihr guten Kinder! weinet doch nicht so, ihr verliert an mir nichts und ich sterbe ja so gerne, dass ich den Augenblick meiner Auflösung kaum erwarten kann. Ich gehe jetzt zum lieben Gott in den Himmel, wo ich viel glücklicher sein werde als hier in diesem jammervollen Leben.

Während der Herr Kaplan vorbeithete sah sie mit frommem Blicke und grosser Sehnsucht zum Himmel, küsste das Kruzifix welches sie in der Hand hielt, und drückte es oft an ihre Brust. Als er ihr ein Gebet las worin sie für ihre Erziehung, für die Liebe und Zuvorkommenheit der Ihrigen dankte, küsste sie den Heiland noch inniger und drückte ihn tief bewegt an ihr Herz. – Die Ohnmacht dauerte ziemlich lange; als sie fühlte dass sie sich wieder erholte sagte sie in traurigem Tone: Ach Herr Kaplan, mein Stündlein hat noch nicht geschlagen; wie darf aber auch ein schwaches Geschöpf verlangen, dass der Schöpfer sein göttlicher Wille dem seinigen unterwerfe?! – Sie verfiel nach und nach wieder in einen tiefen Schlummer und wir blieben bis am Abend um sie versammelt, eine neue Ohnmacht befürchtend. Auch die Nacht hindurch genoss sie viel Ruhe obgleich sie zuweilen phantasierte und am ganzen Körper, besonders an den Fuss Sohlen, starkes Brennen verspürte. Sie sprach in halb wachem Zustand von ankommenden Gästen, von Vorbereitungen und von ihrem Leichenbegängnisse. Am Morgen genoss sie ein halbes Glas Milch und schlummerte dann wieder, bis die Tante in Hilfikon sie besuchte, welche schon früher angekommen war. Sie grüsste sie freundlich aber wehmütig, redete jedoch selten und nur leise.

Am Mittag reinigte ich ihr die Zähne von der Medezin und las dann auf ihr Verlangen vor, Gebete für solche die dem Tode nahe sind. Ich fragte ob sie die Vorlesung ermüde, und ob sie mich verstehe. Sie antwortete: sie verstehe alles, und bath mich noch mehr zu lesen.

Es war halb 1 Uhr als man zum Mittagessen rief. Die Kranke hatte sich fast von selbst auf die rechte Seite gekehrt, hustete öfter krampfhaft, und unterhielt sich mit der Tante und der guten Mama welche nun zum Essen giengen. Ich blieb bei Marie mit ihrer Freundin, die eben gekommen war und sich auf ihr Verlangen neben sie setzte.

Auf einmal fragte sie: Was hast Du für Blumen mitgebracht? sie riechen stark. Die Freundin gab mir ein Balsamblümchen das ich aus dem Zimmer trug. Marie sagte nach einigen Augenblicken, der Geruch ist noch da, und und fühlte sich durch denselben so beengt und geängstigt, dass ich in Eile Thüre und Fenster aufriss und die Freundin mit bangem Herzen das Zimmer verliess.

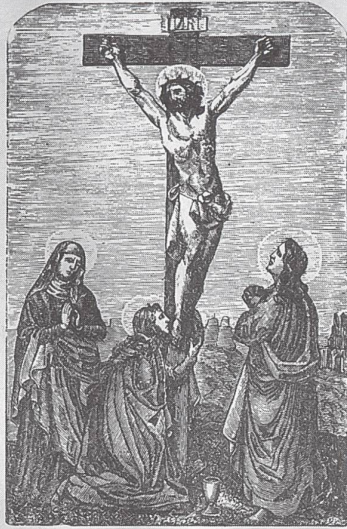
Es befiel mich eine unsägliche Angst; ich befürchtete, dass diese Aufregung ihr den Tod bringen könnte, suchte sie nach Kräften zu beruhigen, und rief schnell die Schwestern und Mamma und Tante herbei und schickte nach Herrn Kaplan der gleich ankam; aber ach! als ich wieder in das Zimmer trat, fieng das gute Kind bereits zu röcheln an, nachdem sie noch über ihre Unbehülflichkeit und Schwäche einige Worte gesprochen hatte. Wir beteten ihr vor, so gut wir es in unserer Angst und Betrübniß konnten, und empfahlen ihre Seele dem Herrn; dann fuhr der Herr Kaplan fort zu beten.

Nach einem Augenblick hatte die Gute zu athmen aufgehört. – Ihr Übergang vom Leben zum Tode war sanft, fast unbemerkt; ihr Gesicht ward heiter, aller Leidensausdruck verschwand mit einemmale aus demselben, ihre Augen waren glänzend aber unbeweglich, Seligkeit lag in denselben und beinahe verklärte ein sanftes Lächeln ihre Züge. Sie war schön wie ein Engel anzusehen. Mit grosser Rührung und Bewunderung betrachteten wir sie und glaubten sie in ihrem Körper noch gegenwärtig als sie schon lange nicht mehr athmete.

Nachdem man ihr die Augenlieder sanft zgedrückt und sie mit einem weissen Kleide bekleidet hatte, wurde ihr Marmor weisses Haupt mit einer weissen Guirlande geziert, die Hände über die Brust gefaltet und so auf das Leichenbett gelegt. Den 21^{ten} Heumonats 1852.

Ach! Die Leiden der Theuren, Seligen haben für uns Zurückbleibende ein zu schnelles Ende genommen. Wir konnten uns beinahe

No 138.



Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen,
auf daß wir weise werden. Pf. 89, 12.

Gebet.

Jesus! mein Heiland und Erlöser! der Du nach dem Willen deines himmlischen Vaters und aus Liebe zu mir armen Sünder bittere Todesangst empfunden und dein kostbares Blut am heil. Kreuze auch für mich dahingegeben hast; ich opfere meine Todesangst und mein Sterben Dir auf und bitte aus dem Grunde des Herzens: Dein Tod sei mein Leben! Amen.

M. Fischer

M. Fischer

ist in die Bruderschaft von dem guten Tode, errichtet in der Kapelle beim heiligen Grabe Jesu Christi in Hilfikon, aufgenommen und des Ablasses theilhaftig gemacht worden.

den 16 ten Oetobrs. 1891.

H. Weissenbach in Bremgarten. 1888.

In Hilfikon, den 24. März 1893

Um die Leute mit dem stets gegenwärtigen Tod vertraut zu machen, bestanden «Guttod-Bruderschaften», Gebets- und Anmeldezettel von 1891 ist ein Beispiel aus Hilfikon, woher einige Verwandte von Marie Fischer stammten. (Im Besitz der Autorin)

nicht fassen, ich war fast ausser mir und weinte und staunte abwechselnd. Das Vorgefallene erschien mir wie ein Traum und doch musste ich an die Wirklichkeit glauben. Das Ende der Guten war so selig, dass sie jetzt beneidenswerth ist; aber ach! wir haben unsere theure Marie nicht mehr ! –

Gott gebe ihr seinen Frieden und die ewige Seligkeit!!

Nach dem Tod

Leider brechen die Aufzeichnungen nach diesem Gefühlsausbruch von Caroline ab, und wir vernehmen nichts über die Totenbräuche bei Aufbahrung, Totenwache und Beerdigung. Zwei Familienbriefe sind uns erhalten geblieben, zwei typische Zeugnisse für den Ausdruck von Trauer und Mitgefühl im 19. Jahrhundert. Der eine Brief stammt von der Schwester Nanette (Frau Johanna Henrica) aus St. Katharinenthal, der andere, vom fernen Bruder, ist an seine Lieblingsschwester Josephine gerichtet.

St. Katharinenthal, den 30/7 1852

Theure Mutter! Theure Schwestern!

Wenn es dem Allmächtigen gefällt, uns heimzusuchen durch schwere Opfer, unser Gebet um Schonung ungehört und unser kindliches Vertrauen auf seine Hülfe und Rettung unbeachtet zu lassen, so geziemt es sich für uns, schwache, menschliche Geschöpfe, die nicht imstande sind, ein geliebtes Leben auch nur um einen Augenblick zu verlängern, zu verstummen, all ihren Gefühlen und Kräften Schweigen zu gebiethen, und die Vernunft, anbethend, zu Gott zu erheben. Diese Aufgabe habe auch ich zu lösen, denn der Verlust einer lieben Schwester hat tief und doppelt meine ganze Seele getroffen, weil ich

so lange mit unerschütterlicher Hoffnung um die Erhaltung ihres Lebens gefleht habe. Hinausblickend in die Zukunft, die ihrer gewartet hätte, will ich die Barmherzigkeit Gottes darin suchen, dass er sie durch die frühe Hinnahme von einem sehr schweren Schicksale, unter dessen Last [sie] erlegen, oder doch wenigstens unglücklich gewesen wäre, befreien wollte.

Verlohren hat sie jedenfalls nichts als ein Leben voll Trübsahle und Mühseligkeiten, und ist besonders deshalb glücklich zu preisen, – ob schon die Natur sie hierin am meisten bedauert, – dass sie in der Blüthe ihrer Jahre unbefleckt und noch frei von Banden, die sie an die Welt geknüpft hätten, ihre Laufbahn vollendete, ihr Opfer gebracht und das Ziel, an welches alle Sterblichen kommen müssen, erreicht hat.

Und für uns ist das Erhabendste, dass, als ein verklärtes Wesen, welches bei Gott ist, sie uns vielleicht vielvermögende Fürbitterin werde, die er für uns nöthig fand. Es sind für ihre heimgegangene Seele die üblichen Opfer hier verrichtet worden, sowie allgemeine und besondere Andachten des Convents, welcher seine grösste Theilnahme und Trauer über diesen Vorfall und unsere Leiden durch mich ausdrücken lässt. Vergesst mit mir, was nicht zu ändern ist, und erhebet die Gemüther und Herzen zu dem, was sie erheitert und zerstreut; das fromme Andenken allein ist es, was wir der Verewigten weihen dürfen, mehr ist gegen den Willen Gottes und die Vernunft.

In der Hoffnung, bald jemand begrüßen zu dürfen, enbiethet Mamma und Schwestern herzliche Theilnahme und Aufnahme unserer vielen Empfehlungen mit dem ganzen Convent

Eure ergebene Jo. Henrica F.

Im Brief der Klosterfrau kommt die fromme, traditionell katholische Ergebung in den Willen Gottes zum Ausdruck und der Trost, dass die Verstorbene bei Gott weiterlebt und für ihre Lieben nun Fürbitte einlegen wird. Der Brief des aufgeklärten, liberal protestantisch erzogenen Medizinstudenten vermittelt eher innerweltlichen Trost; es leuchtet jedoch die Hoffnung auf ein diffuses Elysium auf, ja sogar von einem persönlichen Wiedersehen ist die Rede, obwohl der Name Gottes unerwähnt bleibt, bzw. mit Worten wie «Fatum», «fatal», «Geschick» umschrieben wird.

Würzburg, den 8. August 1852

Liebe Josephine,

Dein letztes Schreiben vom 30. Juli [nicht mehr erhaltener Brief] habe ich richtig erhalten und bin durch diese Trauerbotschaft nicht weniger überrascht als durch die erste Hiobspost, obwohl mich diese einigermaßen Schlimmes hoffen liess. Merkwürdigerweise ist mir Deine Hiobspost gerade am Sterbetag Marias, am 21. Juli abends zugekommen, wo ich allerdings von dem Gedanken, sie könnte schon hingeschieden sein, ergriffen und trüb gestimmt war. Es ist dies ein Zusammentreffen von Ereignissen, das allerdings merkwürdig erscheint, ohne aber etwelche Wichtigkeit zu haben.

Der fatale, lang vermuthete Ausgang ist also eingetreten, wider mein Erwarten schnell, ohne dass mein Rath, meine Worte sie noch hätten treffen können. Als unschuldiges Kind, aufgewachsen im Schoosse der Familie, zur blühenden Jungfrau, ward ihr das verhängnisvolle Fatum, das Leben nicht einmal in der vollen Blüte geniessen zu können, sondern aus dem Familienleben, ihren Geschwistern entrissen zu werden, um das irdische Leben mit einem geistigen, besseren, anderswo zu vertauschen, vielleicht zu beschliessen, vielleicht ewig fortzublühen, was unsere schwache Vorstellungskraft bloss zu vermuthen, etwa auch noch erwünschen, nicht aber wissen kann.

Andächtige in Christo dem Herren:

Auf den zukünftigen 14. ten Tag Herbstmonats, als am Fest der Erhöhung des Heil. Kreuzes, wird in der Schloß-Capel des Heil. Grabs Christi zu Hilfikon, das Titular-Fest der trostreichen Bruderschaft vom guten Tod, unter Vorstellung des Hochwürdigen Guts am Morgen um 6. Uhr, um 9. aber mit einem Lob-Ambt; danne nachmittag um zwey Uhr mit einer Predig und Procession gehalten; und endlich dieses zehenstündige Gebett um 4. Uhr mit der Benediction beschloffen werden.

Allwo die in der Bruderschaft Einverleibte, nach verrichteter H. H. Beicht und Communion, vollkommenen Ablass für Lebendige und Abgestorbene gewinnen können. Zu welcher Andacht, und Gewinnung dieses Gnaden-Schatzes, Euer Lieb und Andacht auf das freundlichste in Christo dem Herren eingeladen werden.

Einladung zu einem Gottesdienst der Guttod-Bruderschaft von Hilfikon auf das Fest Kreuz-Erhöhung (um das 18./19. Jahrhundert) (aus einer Broschüre der Gemeindekanzlei Hilfikon AG)

Es scheint ein eigenthümliches Geschick der Marie bestimmt gewesen zu sein und über ihr gewaltet zu haben. Schon als Kind für den Vater verloren, musste sie nun in der Blütezeit ihrer Jahre auch der Mutter entrissen und der Mitte der Geschwister entzogen werden, gleichsam als ob sie durch das Fatum uns nicht angehört und nicht länger angehören sollte.

Eine allerdings traurig fatale Botschaft, über die man mit Recht trauern kann. – Scheinbar blühend und gesund, ward ihr ein Krankheitsprocess zgedacht, der perfid und schleichend herankam und sich entwickelte, einen grossen Theil eines edlen und wichtigen Organs zerstörte, so das sie endlich durch den Tod von einem nicht familiären Leiden befreit, und freilich in den schönsten Blüthejahren dieser Welt entzogen wurde. Wie es scheint, hat Marie die Krankheit schon im Keim eingesogen, was ihr vom Fatum schon zum vorneherein bestimmt worden sein muss, und da Marie bei einem geordneten Lebenswandel, bei immer guter Nahrungsweise und Verpflegung sich eine solche Krankheit nicht im besten Alter zuziehen konnte. – Dies wäre eine Ansicht der Erkrankung und des ganzen Krankheitsverlaufs vom medizinischen Standpunkt aus.

Übrigens kannst Du Dir denken, dass dies fatale Ereignis mich nicht weniger unangenehm berührt hat und mich für lange Zeit nicht aus meiner trüben Stimmung kommen lässt. – Wenn es auch schmerzhaft ist, einerseits ein Familienglied zu verlieren, so mag es andererseits doch zum Troste dienen, dass ein erhabeneres Leben im Elysium für uns angenehmer und erwünschter ist, als ein jahrelanges, beständiges oder auch unterbrochenes Dahinsiechen an einer perfiden unheilbaren Krankheit, die den Patienten, wie seine Angehörigen und Verpflegerinnen so sehr plagt und in Anspruch nimmt. Ihr habt also eine theure, liebe Bürde verloren, indem sie das mühevollen Erdenleben vertauscht hat mit einem himmlischen, wo ihr jedenfalls mehr Rosen erblühen werden als es auf dieser dornigen und holperi-



Gasthof zum Schwanen in Merenschwand, Wohnhaus der Familie Fischer (Postkarte um 1900, im Besitz der Autorin)

gen Erdenbahn je möglich gewesen wäre. – Bei aller Trauer des Verlustes wegen darf man sich aber nicht vergessen zu sagen, dass wir ja einmal alle dasselbe Geschick theilen, uns, wenn auch früher oder später doch wieder sehen werden, vielleicht ewig jung, oder gewiss alternd in schönen Gestalten. Daher Muth! Und Glaube, Liebe, Hoffnung, werden uns hieher geleiten in jenes viel besprochene und viel versprechende Elysium, wo wir uns einmal vereint, wieder zu treffen hoffen. – So nun sei getrost, meine liebe Josephine, lebe recht wohl und melde viele Grüsse meiner trauernden Familie.

Dein lieber Bruder J. Fischer. cand. med.

So finden wir in den tagebuchartigen Aufzeichnungen und den Briefen rund um das Sterben einer geliebten Tochter und Schwester medizinisch interessante Angaben für den damaligen Wissensstand der Ärzte, und zugleich geben uns diese Zeugnisse aus der Mitte des 19. Jahrhunderts exemplarisch Einblicke ins Handeln, Denken und Fühlen von Patientin, Arzt und Angehörigen während der zehn letzten Lebenstage der an Auszehrung erkrankten Marie Fischer im «Schwanen» zu Merenschwand.



Die restaurierte Fahne Boswil-Bünzen von 1657 (Rückseite)